

Auer Tageblatt

Anzeiger für das Erzgebirge mit der wöchentlichen Unterhaltungsbeilage: Auer Sonntagsblatt.

Sprechstunde der Redaktion mit Ausnahme der Sonntage nachmittags 4-5 Uhr. — Telegramm-Adresse: Tageblatt Erzgebirge. Fernsprecher 53. Für unverlangt eingesandene Manuscripte kann Gewähr nicht geleistet werden.

Nr. 298.

Mittwoch, 24. Dezember 1913.

8. Jahrgang.

Diese Nummer umfaßt 10 Seiten.

Das Wichtigste vom Tage.

Der Tunnel am Harzafelsen ist vollständig wieder freigelegt, so daß gestern der erste fahrplanmäßige Zug den Tunnel wieder passieren konnte.

Ein Weihnachtsgaben aus dem sächsischen Kornbümentag sind bis zum 22. Dezember 332000 Mark zur Auszahlung gelang.

Die vom Staatssekretär D. Delbrück angeregten Einigungsverhandlungen zwischen Krankenkassen und Ärzten haben gestern Abend in guter Stunde zum Frieden geführt.

Der Reichsanzeiger veröffentlicht das Gesetz über die Verlängerung des Handelsprovisoriums mit England.

Die polnische Reichstags-Fraktion ist gegen eine Mandatsniederlegung des Grafen Nieszynski, falls das Gericht die Ehrenrechte ihm nicht aberkennt.

Die österreichische Delegation wurde nach der dritten Lesung der Beschlüsse mit begeisterten Hochrufen auf den Kaiser geschloßen.

Politische Weihnachten

Schwerer hat der Politiker, sich zur Weihnachtsstimmung zu erheben, als der Prediger. Mag der Prediger in unseren Tagen auch manche Demüthigung und Störung erfahren, mag er auf Zweifel und Unzufriedenheit stoßen: gerade an einem Fest wie Weihnachten wird er am wenigstens davon sparen. Denn das reist mit seiner frommen Poesie selbst den Skeptiker immer wieder einmal über die Flachheit des Werttages empor, und das wackelt selbst in kühleren Naturen einmal den Lippen Hauch eines wahreren Gefühls. Und zu der Ehrigkeit, an die das Fest erinnert, braucht schließlich jeder Mensch irgend eine Stellung. Er wird sich ihr gegenüber, soweit er nicht völlig abgestumpft ist, stets eine gewisse Ehrfurcht bewahren, an die der Prediger anknüpfen kann. Der Politiker aber hat nicht mit der Ehrigkeit, sondern mit der Zeitlichkeit zu tun. Und die ist eng und nüchtern, voll rein materieller Sorgen, ist sogar armselig und erbärmlich. Wie soll man aus

dieser Stimmung heraus zu einer tieferen Weihnachtsfeierlichkeit kommen? Kann man mit der Politik an dem schönen Idealen fest Besseres anfangen, als sie möglichst vergessen? Ihre Last und ihren Kummer sich einmal ganz vom Bethe halten? Ja, Last und Kummer gehören freilich nicht in den Dichterglanz des Weihnachtsbaumes. Sie würden tiefe schwarze Schatten in alle Gesträube hineinwerfen. Aber der Feiertag ist doch auch nicht nur dazu da, alle Werttage vergessen zu machen, sie sozusagen auszuwischen! Er soll im Gegenteil in seinem Glanz auch unser Alltagswirken befruchten, so daß wir uns in seiner stillen Ruhe auf das Bestimmen, worin eigentlich Wert und Zweck all unserer Arbeit liegt. Er will uns helfen, durch die rauhe Schale der Wochenmühe hindurch den ehleren Kern zu fühlen, dem diese Mühe gilt. So sollen sich denn auch die gläubensvollen Dichter des Weihnachtsbaumes im Auge des Politikers spiegeln. Und wenn er den Engelschor um das Bild heiligster Mutterliebe himmlische Harmonien winden hört, so mag er in ihnen auch das Echo seines eigenen Wirkens mit vernehmen.

Denn wenn in der Mutterliebe alles Leben gepflanzt, wie es aus ihr kommt, wenn auch ein Faust seinen bedeutungsvollsten und geheimnisvollsten Gang zu den Mittern unternimmt, wenn die ganze Menschheit anbetend vor der heiligen Mutter erlischt niederstürzt, da darf auch der Politiker von sich sagen, daß seine Arbeit der Mutter gilt. Tausend Pflichten schlingen sich teils mehr, teils weniger sichtbar von allen Einzelproblemen der Politik auch zu diesem zentralen Problem des Lebens hinüber. Wo wir soziale Fürsorge treiben, wo wir die Jugendpflege fördern, wo wir der Volkskrankheit wehren, wo wir gesunde Wohnungen bauen, wo wir für die Ideale und religiösen Werte unseres Volkstums eintreten und selbst wo wir mit guter Wehr und Waffen seine Ehre und sein Eigen schützen: immer steht im Hintergrund das Bild der gesunden, lebensfrohen, charakterstarken Familie als die Urzelle des gesamten Volksorganismus. Wie sehr sie der Quellborn aller nationalen Kraft ist, wie auf ihr alle unsere Zukunftshoffnungen ruhen, das haben uns die erregten Debatten über den Geburtstagsfeier und weiter auch die über den Gebärstreik gezeigt. Wenn wirklich einmal so weit käme, daß die deutschen Frauen das rechte Gefühl für das Glück der Mütterlichkeit verlieren, dann wäre auch allem ernsthaften politischen Wirken der Lebensfäden abgeschritten. Das es dahin nicht kommen werde, dafür verlassen wir uns auf den gesunden Sinn und das tiefe Gemüt gerade der deutschen Natur. Durch Kampf mit Not und Sorge hat sich die Mutterliebe mit sieghafter, oft erstaunlicher Kraft immer wieder die Bahn gebrochen. Sie wird sich auch nicht unterkriegen lassen, wo oberflächliche Sinnenreize, leichtfertige Vergnügungssucht sie zu verführen suchen. Urteilen wir nicht rasch hin nach denen, die sich auf allen Gassen sehen lassen, sondern nach denen, die in fleißiger Arbeit und häuslicher Stille ihr Werk tun und

ihre Güter pflegen. Und dazu mag das Weihnachtsfest helfen. Es wird immer wieder befruchtend wirken auf das deutsche Gemüt; es wird immer wieder die ganze Fülle tief innerlichen Glückes, fromm-seliger Poesie neu zum Bewußtsein bringen, die auch im ärmsten häuslichen Kreise noch wohnen kann. Familienglück und Mutterliebe, das sind die Sterne, die der Politiker am Weihnachtsstern des heiligen Raates über seinem Volke leuchten sieht. Sie deuten auch seine Arbeit.

Im Glashaufe.

(Von unserem Berliner Mitarbeiter.)

Die Polen sind wieder einmal in gewaltiger Entrüstung, dem Kurzer Pohnanski sind einige Schriftstücke — ihre Echtheit vorausgesetzt — offenbar durch Vertrauensmißbrauch auf den Redaktionstisch geeg worden, aus denen nach Ansicht der Polen unwiderleglich hervorgeht, daß der deutsche Ostmarkenverein mit vollem Eifer daran gearbeitet habe, eine Ausöhnung zwischen Polen und Ruthenen in Galizien zu verhindern. Zwar liegt die Geschichte schon einige Zeit zurück, aber die galizischen Polen haben die willkommenere Gelegenheit ergriffen, den Minister des Meuzeren zu interpellieren, um dabei auch der preussischen Ostmarkenpolitik, wenn möglich, eins auszuwischen. Die Polen scheinen der Ansicht zu sein, Graf Berchtold müßte die preussische Regierung scharf machen gegen den Ostmarkenverein. Zwar geht aus den Schriftstücken, die veröffentlicht wurden, klar hervor, daß der Ostmarkenverein ganz unabhängig von der Regierung seine Politik trieb, aber für die Polen steht nun einmal fest, daß der Ostmarkenverein eine Organisation sei, die sich bekanntlich eines bedeutenden Einflusses auch in den maßgebenden Kreisen Deutschlands rühmen dürfe. Und deshalb suchen sie die preussische Regierung auch für die Tätigkeit der Galizisten verantwortlich zu machen und wollen deshalb mit ihrem Ansehen an den Minister offenbar eine klare Stellungnahme unserer Regierung erzwingen.

Daß die Polen in Galizien gerade jetzt, da der Dlugoszka die polnische Wirtschaft wieder einmal in ihrer Blüte gezeigt hat, das Bedürfnis fühlen, sich als Hüter der österreichischen Monarchie gegen eine Einmischung von außen aufzuspielen, wäre begreiflich. Und man soll es auch dem Grafen Berchtold bei uns in Deutschland nicht gar so hoch als eine Einmischung in deutsche Verhältnisse ansehen, wenn er nun wirklich versucht, der Tätigkeit des Ostmarkenvereins, wie es die Interpellation will, in Berlin entgegenzuwirken. Denn jetzt, da die ganze Regierungsmaschinerie in Cisleithanien stockt, wird man alles versuchen, wenigstens die Polen bei guter Laune zu erhalten. Aber es sei doch die Gegenfrage erlaubt, wie wohl die österreichischen Polen sich unterstützen würden, wenn die deutsche Regierung einmal bei der österreichischen über die fortgesetzten Treibereien der Polen jenseits der Grenze anfragte? In Galizien, wo der gesamte Verwaltungsapparat in den Händen der Polen ist, kann sich

Die Wundergabe.

Humoreske von Käthe Subowski.

Wenn die Witterung, wie jetzt im Dezember, plötzlich umschlug, hörte der Rittergutsbesitzer Hertmann auf Randow ein bißchen schauer, weshalb er auch zu seiner ältesten Freundin und Nachbarin, der alten Amtra in Ferscher, deren Wagen vor der Rampe hielt, sagte: Sie müssen schon etwas lauter reden, Frau Nachbarin. Wir sind hier ja ungehört, denn meine Tochter stramert leider wieder draußen herum. Sie sollten die Diefse wirklich besser erziehen! meinte die alte Dame darauf streng. — Wähten Sie mit das erst gefälligst vormachen? Ich bin in dieser Sache raris. Wie man einen verquälten Aker in Ordnung kriegt, das weiß ich schon. Aber — meine Diefse ist nicht zu händigen. Die Mutter stand ihr zu früh. Und dann, Frau Nachbarin, von Ihrem Sohne Hugo war es wirklich kein hübscher Zug, daß er ihr die langjährige Freundschaft aufkündigte. Er war der einzige, der einigen Einfluß auf sie hatte. Nun sehe ich ganz verlassen da und weiß zuweilen nicht, ob ich über ihre Tollheiten lachen oder weinen soll. — Mein Sohn hat sich von Ihrer Tochter leider zwölf Jahre hindurch zuviel Hüten lassen. In der Stille wunderte ich mich oft darüber. Daß sie aber im vergangenen Winter, nachdem sie das elende Raubzeug der Fälschs auch aus unfern Fingelsen befreite, noch gegen Hergabe ihres Lohngeldes den alten Postgeschiffen zu der nämlichen Schandtat bestimmte, daß sie — mit anderen Worten — meinen Sohn als Heizen vor seinen Leuten lächerlich machte, das war mehr, als seine Freundschaft vertragen konnte. Ich glaube, er darrt nicht wieder Ihr Haus, so lange die Diefse noch unverheiratet ist. — Wird ihm denn wenigstens das Bescheidenheit schwer, Frau Nachbarin? — Das weiß ich wirklich nicht! Er war ja immer ein stiller Mensch. Nun hat er neben der Wirtschaft seine Freude an dem jungen Odt, das in diesem Jahre ausgeklümmet geraden ist.

Der alte Hertmann erinnerte sich plötzlich an den Zweck dieses letzten Besuches und fragte hastig: Sie sind natürlich einzig herübergekommen, um nachzufragen, ob die Besantinnen für das Dauerobst, die Sie Ihrem Sohn zu Weihnachten schenken wollen, noch nicht da sind? Sie nickte: Freilich, war ich neugierig darauf, aber ungeduldig bin ich deshalb nicht. Ich wollte bitten, daß Sie sie mir bis zum 24. Dezember freundschaftlich verwahren. Sonst steht mein Sohn sicher doch verder, und die ganze Ueberrassigung ist dahin. — Ich werde sie sehr gern unterstellen. Seien Sie ganz unbesorgt. — Haben Sie wirklich einen leeren, trocknen, sicheren Raum, Herr Nachbar? — Der alte große Keller, den meine Diefse im vorigen Jahr mit ihrer mißglückten Champignonjucht verwestet hat, steht unbenutzt da. Er ist zu Ihrer Verfügung. — Die Rätin ärgerte sich einen Augenblick. Sie hoffte nämlich, daß die kleine, wilde Diefse, die sie genau so lieb gehabt hatte wie ihr Sohn, endlich herintommen sollte. Nur merken wollte sie dies nicht lassen; denn sie hatte ihrem Sohn die Hand darauf geben müssen, jener durch nichts das Bitter um Vergebung zu erleichtern. Ihre Rechte fuhr zu dem Kopf der braunen Keil herab, die regungslos am Kommoden lag. In die Keil etwa kam? Res, sagte der alte Hertmann mit einem mitleidigen Tonfall, sie muß doch mit mir, weil ich so barbarisch sein mußte, ihr die sieben jungen Spätzlinge fortzunehmen, damit sie der alte Schiffer aus der Welt schaffte. — Und das hat die Diefse erlaubt? Er nickte beifriedigt: Ja, denken Sie, mit keiner Wimper hat sie gequält, als ich den Befehl gab. Das kann ich doch wohl als ein Zeichen der Besserung ansehen. Wenn dafür nur keine andere Erklärung gewachsen ist! empognete die Amtra in nachdenklich. Aber Herr Hertmann begleitet sie mit frohlichem Baden zum Wagen und diente von der hohen Treppe herab, so lange er ein Stillsitzen von ihrem Gesichte erblicken konnte. Dann erst schritt er langsam in das alte Herrenhaus zurück. Es war doch wirklich ein Jammer, daß das wilde Mädel diese schöne, langjährige Freundschaft und damit natürlich auch den Traum, den er mit seiner treuen Freundin im geheimen geknospet, gerissen hatte.

Diese Hertmann stromerte, aber an diesem Tage nicht auf den Geldern herum. Sie hatte im dunkelsten Winkel des einstigen Champignonkellers und unterhielt sich in der Tiefenrauh. Die war natürlich für die Menschen absolut unverständlich. Aber die kleinen, hübsch gezeichneten lieben Hundchen, die dort um sie herumtappten, schienen sie gut zu verstehen. Immer wieder trauten sie sich der weichen, zärtlichen Mädchenstimme entgegen. Diese Hertmann hob mit weichen, geschickten Händen einen nach dem anderen in ihre Schürze, trug sie alle miteinander an das spärliche Licht des dämmerigen Tages und brachte dann die Federpöle in ihre zoffigen Mäulerchen, die in einer Riesenschale wohligh erwärmt Kuhmilch endete. Darüber verging natürlich eine geramte Zeit. Die blaße Sonne verschwand vollends, und die wogenden Nebel ließen wie gespenstliche Riesen auf dem Gutshof einher. In solchen Zeiten war die wilde Diefse Hertmann unbeschreiblich glücklich. Sie wußte ihre Geheimnisse wohlverwahrt, weil niemand außer ihr den Keller besah. Zudem hing der Schlüssel dazu in ihres Vaters Schlafgemach, denn sie bedurfte solcher Hilfsmittel niemals. Sie hatte sich eigenhändig in ein schabhaftes Wehmäße eine kleine verdeckte Oeffnung hineingezaubert, durch welche sie jederzeit mühelos einsteigen konnte. Wie sie doch diese Hilfsmittel, dem Verberben überlieferter Tiere liebte. . . . Daß darin wirklich ein großes Unrecht, wie der Papa und ihr früherer Freund es behaupteten? Ihr warmes, sehrschütziges Herz verneinte es auch in diesem Augenblick; aber sie konnte es doch nicht hindern, daß ihr plötzlich die Tränen stromweise über die Wangen liefen. Als sie vierundzwanzig Stunden später wieder zu ihren Lieblichen huschte, fuhr sie entsetzt zurück. Wie kamen denn nur diese feinen Sonnen flecker, die in Reiz und Glanz in der Mitte des Kellers prangten? Sie hob die Deckel, denen große Luftlöcher eingelassen waren, und geriet in Entsetzen. Ganz weich und warm ausgepöbert waren sie, und erschienen wie geschaffen für die armen, friedenber Tieren, die zusammengebrückt artig in der mächtigen Holzstie auf sie warteten. Einen Augenblick dachte sie nach, dann hob sie eins nach dem anderen in die